

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 200.

Dienstag, 25. Juli

1933.

## Als Ines aus Leningrad kam

Roman von Maria Renée Daumas

5. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Einige Tage später hielt Alfred Webner das Schreiben Mariannes in den Händen. Ein ungeheures Glücksgefühl durchströmte ihn, als er die wenigen Zeilen gelesen hatte, und daß es eigentlich die Sehnsucht nach ihr gewesen war, die ihn das Leben in Rußland so schwer hatte ertragen lassen.

Er las natürlich sehr viel mehr aus dem Briefe heraus, als die kleine Marianne je hatte hineinlegen wollen; geheimnistete alle möglichen Gefühle und Wünsche hinein, die sie beim Schreiben gehegt haben mochte. Nein, sie sollte nicht enttäuscht werden — ihr Glaube an ihn, den er so arg erschüttert hatte, sollte ihr wiedergegeben werden.

Wie hatte er nur je denken können, auf den Plan seines Chefs einzugehen, das fremde Mädchen, das ihm nichts bedeutete, und das nicht einmal Wert auf diese Heirat und auf die Heimkehr nach Deutschland legte, zu ehelichen und dann lebenslang an eine ungeliebte Frau gekettet zu sein.

Trotzdem mußte er an die großen, schönen Augen denken, die das ganze liebevolle Gesicht beherrschten, und die ihn so klar und offen angesehen hatten.

Würde er diesem Mädchen nicht doch vielleicht eine Enttäuschung bereiten, wenn er morgen Skolanin erklärte, daß er von der Heirat abstehe müsse. Denn daß er das schon morgen tun würde, stand bei ihm sofort fest; und bald würde er auch in diesem Sinne an seine liebe, kleine Marianne schreiben. Und sobald er zurückkehrte, wollte er sich mit ihr verloben und dann auch recht bald heiraten.

Wie glücklich würde dann Marianne, wie glücklich würden sie beide sein!

Aber plötzlich fiel es ihm schwer auf die Seele. Wie würde er dann seiner Verpflichtungen ledig? Auf ein ganzes Jahr hatte er sich gebunden, und Skolanin würde ihn sicher nur aus dem Kontrakt entlassen, wenn er Ines Michahelles heiratete und sie so ungefährdet aus Rußland heraus und zu ihren Eltern brachte, nicht aber, wenn er ihm sagte, daß er auf seinen Vorschlag nicht eingehen könne, dagegen so schnell als möglich nach Deutschland reisen wolle, um dort ein anderes Mädchen zu heiraten.

Diese Erkenntnis bedrückte ihn nun und lähmte ein wenig seine Freude über den empfangenen Brief. Dennoch nahm er sich vor, morgen sofort mit seinem Chef über diese Angelegenheit zu sprechen.

Zur selben Zeit, fast mit derselben Post, hatte Alexander Alexandrowitsch Skolanin einen Brief seines Freundes Michahelles empfangen, dem er in für die Zensur verschleierte, ihm aber wohl verständlichen Worten mitgeteilt hatte, was er zu tun beabsichtigte, und daß sich endlich der gewünschte Freier für Ines gefunden habe.

Michahelles schrieb beglückt:

„Sparen Sie nicht Geld und Versprechungen, Alexander Alexandrowitsch, ich gehe auf alles ein, was Sie oder der künftige Gatte meiner Tochter bestimmen, nur sehen Sie zu, daß Ihr Vorhaben so schnell wie möglich zur Ausführung kommt. Meine Dankbarkeit Ihnen und dem jungen Manne gegenüber wird unbegrenzt sein.“

Es war dann wieder einiges von der Zensur gestrichen worden, aber im großen und ganzen wußte nun Skolanin, daß sein Plan von der anderen Seite mit Begeisterung aufgenommen worden war.

Er schickte nach Webner; der Ingenieur befand sich in der Fabrik, folgte aber sofort dem Rufe seines Chefs, zumal er ja selbst an diesem Vormittage mit ihm hatte sprechen wollen, und bald saßen sich die beiden Männer in dem geräumigen Büro Skolanins gegenüber.

„Ich habe soeben einen Brief von Herrn Michahelles, dem Vater von Fräulein Ines, erhalten, in dem er voll Freude unserem Plane zustimmt und mich bittet, die Heirat zu beschleunigen, um seine Tochter möglichst bald bei sich zu haben. Wie denken Sie nun darüber?“

Alfred Webner hatte mit einer augenblicklichen Belegenheit zu kämpfen. Es tat ihm leid, Skolanin, der ihm immer freundlich begegnet war, und den er in der kurzen Zeit, in der er mit ihm arbeitete, aufrichtig schätzen gelernt hatte, so schwer enttäuschen zu müssen, aber dann raffte er sich zusammen. Er durfte ihn über seine Absichten nicht im Ungewissen lassen.

„Es tut mir aufrichtig leid“, sagte er und seine Stimme war nicht ganz fest, „daß ich Ihnen nun doch einen abschlägigen Bescheid geben muß; aber leider kann ich auf Ihren Vorschlag nicht weiter eingehen.“

„Was?“ schrie Skolanin und sprang auf; der sonst für gewöhnlich recht zurückhaltende Mann schien außer sich. „Sie wollen mich jetzt im Stiche lassen?“ Seine Stirn war gerötet und Webner fürchtete noch schlimmere Temperamentsausbrüche.

Aber Skolanin nahm sich sofort wieder zusammen, er sagte sich, daß im Bösen hier bestimmt nichts auszurichten sein würde, lenkte ein und suchte sich auf Vermittlung einzustellen.

„Ja, aber, lieber Freund, warum denn jetzt mit einem Male? Nachdem Sie doch vorher der Sache durchaus nicht abgeneigt waren?“

Webner räusperte sich.

„Ich habe einen Brief aus Deutschland erhalten, der mich veranlaßt, davon abzusehen“, sagte er ein wenig unsicher.

„Hm“, machte Skolanin und blieb vor ihm stehen. „Von einem Mädchen natürlich?“

Webner nickte.

Skolanin nahm seine Wanderung durch das Zimmer wieder auf; er verwünschte die Weiber im allgemeinen

und das Mädchen, das so zur Unzeit an Webner geschrieben hatte, im besondern.

„Sie haben Verpflichtungen der anderen gegenüber?“ fragte er wieder ziemlich scharf.

„Keine anderen, als daß ich sie liebe und zu meiner Frau machen will“, sagte der Ingenieur ruhig.

„Und das so aus heiterem Himmel, ohne daß Sie vorher etwas davon wußten?“

„Wir hatten eine kleine Anstimmigkeit, — aber nun ist alles geklärt, und ich bin zu der Überzeugung gekommen, daß es ein Unrecht wäre, wollte ich, um mir vielleicht Vorteile zu verschaffen, eine Ehe mit Fräulein Michahelles eingehen. Drei Menschen würden dadurch unglücklich werden: das Mädchen, das ich heiratete, das Mädchen, das ich liebe, und letzten Endes ich selbst.“

„Na ja, wenn Sie die Sache von der sentimentalsten Seite ansehen, dann allerdings“, sagte Skolanin und kniff die Lippen ein. „Aber nun sagen Sie mir bloß, was soll ich den unglücklichen Eltern schreiben? Was dem jungen Mädchen sagen? Wie soll ich es begründen, daß Sie mich jetzt im Stich lassen, lieber Freund.“

Webner blickte nachdenklich vor sich hin; er war froh, daß der andere jetzt so verhältnismäßig ruhig war.

„Gibt es denn für Fräulein Michahelles keine andere Möglichkeit, von hier fortzukommen?“ fragte er.

Alexander Alexandrowitsch blieb plötzlich, die Hände in den Taschen, vor ihm stehen. „Nein, — aber wie wäre es mit einer Heirat und sofortiger Scheidung hinterher?“

Der Ingenieur schüttelte den Kopf.

„Das läme nicht in Frage: meine Religion kennt keine Ehescheidung, wenn nicht ganz außergewöhnliche Gründe vorliegen.“

„Um! Wie wäre es dann mit einer Scheinehe?“

„Das verstehe ich nicht“, sagte Webner verblüfft.

Skolanin zog einen Stuhl näher heran und setzte sich dem jungen Manne gegenüber.

„Das heißt“, sagte er dann langsam und mit gedämpfter Stimme, als fürchte er, irgend jemand könne sie hören, „man müßte einen Beamten zu gewinnen suchen, der beim Aufsetzen der Heiratsurkunde einen Formfehler begeht, so daß die Ehe in Deutschland als ungültig, das heißt also, als nicht geschlossen erklärt wird.“

Webner schüttelte erstaunt den Kopf.

„Ist das überhaupt möglich? Bei uns in Deutschland wäre das so gut wie ausgeschlossen.“

„Na, in Rußland nicht“, sagte Skolanin kurz. „Man muß nur den richtigen Beamten finden — — und das nötige Geld aufwenden, — — wären Sie mit dieser Lösung einverstanden?“

Alfred Webner horchte auf; gab es für ihn vielleicht doch noch eine Möglichkeit, rasch aus Rußland herauszukommen?

„Wenn es absolut sicher ist, daß die Ehe als nicht geschlossen gilt, dann könnte man wohl darüber reden“, sagte er langsam. Nur müßte ich dafür allerdings Sicherheiten haben.“

Alexander Alexandrowitsch war froh, wenigstens eine Aussicht auf das Gelingen seines Planes zu haben, und sofort setzte er sich mit den dafür in Frage kommenden Stellen in Verbindung.

Er hatte Glück.

Nach vierzehn Tagen war es ihm gelungen, einen Mann des zuständigen Amtes zu finden, der bereit war, in die Heiratsurkunde Ines Seleskoff statt Ines Michahelles einzutragen, so daß das Mädchen, das Alfred Webner vor dem russischen Amte heiraten würde, eine fingierte Person und gar nicht die Frau sein würde, die er nach Deutschland als seine Gattin mit über die Grenze nehmen würde; auch sonst sollten noch einige kaum zu beachtende Formfehler vorgenommen werden. Dafür sollte Webner ein dreifaches Jahresgehalt von Skolanin bezw. Michahelles erhalten. Was Skolanin vorhatte, war nicht unbedenklich. Er war an sich ein armer Mann, der durch die Revolution alles eingebüßt hatte. Er wagte den gefährlichen Schritt auf die Gefahr hin, seine neue, mühsam errungene Stellung, ja alles zu verlieren, und vielleicht später auf den ungepflegten

russischen Landstraßen das Leben als Bettler fristen zu müssen.

\*

Katja und Ines erschraden heftig, als Alexander Alexandrowitsch ihnen seinen neuesten Plan unterbreitete.

Durch ein Betrugsmanöver also sollte sich Ines aus der Stätte ihrer Kindheit, die trotz allen erlebten Schrecken manche liebe Erinnerung für sie barg, fortstehlen?

Katja aber, die sanfte Katja, ereiferte sich. „Warum eine Scheinehe, Alexander Alexandrowitsch?“ fragte sie. „Ist dem Herrn unsere Ines nicht gut genug zur Heirat?“

Skolanin lächelte ein wenig über Katjas Entrüstung. „Er liebt wohl in Deutschland ein Mädchen, und beabsichtigt, dieses sobald als möglich zu heiraten; folglich kann er hier eine rechtsgültige Ehe nicht eingehen“, erklärte er die Sachlage.

In Ines Wangen stieg zartes Rot.

Der Mann liebte also eine andere; er ließ sich nicht kaufen für eine Ehe mit einer ungeliebten Frau, so wie sie bisher ein wenig verächtlich gedacht hatte. . . . Sie schloß für einen Augenblick die Augen und stellte sich im Geiste den großen Mann vor, den sie vor wenigen Tagen bei ihrem Vormund getroffen hatte. Warum hatte er damals keine Andeutung gemacht, daß von seiner Seite keine wirkliche Absicht bestand, eine Ehe mit ihr einzugehen?

Warum hatte er nicht von jener anderen gesprochen? Hatte er gefürchtet, sie zu verlegen?

Mit einem Male empfand sie ein Gefühl der Enttäuschung, das sie sich selbst kaum zu erklären gewußt hätte. Sie kam sich irgendwie zurückgekehrt vor. Oder hatte sie der Mann um ihrer selbst willen ver schmährt?

Skolanin unterbrach sie in ihren untröhen Betrachtungen.

„Nun, Ines, wie stellst du dich zu der neuen Wendung der Dinge?“ fragte er und nahm ihre Hände zwischen die seinen.

Sie hob ein wenig die Schultern, dann sagte sie zögernd: „Ich werde mich auch darin fügen, Alexander Alexandrowitsch . . . wenn meine Eltern es so wünschen.“

Sie hatte den Kopf gesenkt und Katja stand neben ihr und streichelte sie sanft; in tiefem weiblichen Mitleid mit der Seelenpein der anderen.

Dann sagte Ines: „Für wann habe ich mich bereitzuhalten, Alexander Alexandrowitsch?“

\*

Zwei Tage später sandte Skolanin durch einen Boten Nachricht an Michahelles und teilte ihm die veränderte Sachlage mit.

\*

Marianne Reichardt begegnete auf der Straße dem Postboten. Er händigte ihr ein ziemlich umfangreiches Schreiben mit ausländischem Poststempel aus.

„Ah, von Webner“, sagte sie, etwas gedehnt, vor sich hin. Sie hatte eigentlich einen Brief mit einer Bestellung von Heinz Berkow erwartet, den sie gestern den ganzen Tag im Geschäft nicht gesehen hatte, da er im Auftrage seines Onkels unterwegs war. Nun war sie enttäuscht und öffnete den Brief von Webner erst im Kontor.

Wie staunte sie, als sie acht vollgeschriebene Seiten vorfand. Alfred schrieb ihr, wie sehr ihr Brief ihn beglückt habe, und daß es für ihn nun nicht mehr in Frage läme, das russische Mädchen zu heiraten. Wie er sich mit dieser Sache abzufinden gedente, werde er ihr sagen, sobald er nach Deutschland gekommen, was hoffentlich nun nicht mehr lange dauern würde. Er könne es kaum erwarten, sie wiederzusehen und ihr all das zu sagen, was bis jetzt noch unausgesprochen zwischen ihnen stehe. Er kehrte aber nach Deutschland zurück, eine frohe Hoffnung im Herzen, und mit der Zuversicht, ihr und sein Glück zu begründen.

(Fortsetzung folgt.)

## Die graue Muse.

Skizze von Stephan Georgi.

„Es geziemet sich“, sagte der Student der Theologie Richter zu seinem Kommilitonen und Freunde Orthel, mit dem er Wand an Wand in einer bescheidenen Dachstübchenwohnung der Leipziger Petersstraße aufs armseligste hauste, „daß der Mensch, durch Jahre an Drangsal und Not gewöhnt, ein Fest des Leibes begehre, so ihm ein weniger gütiges als selbst erzwungenes Geschick solches zu erlauben geneigt ist. Ich bin's gewiß; die Blätter hier, auf jeder Seite einen Rattenkönig spitziger Gedanken tragend, werden uns diesmal, ungeachtet der vorangegangenen Festschläge, längst entwöhntes melodisches Mänzengetöse ins trübe Haus bringen. Loß uns alsdann die enggeschürzte Zeit mit einem wohlverdienten Mahl beschließen, das in subtil erklügelter Fülle die Weisheit Epikurs beschämt. Stäube, treuester Freund, Deine Galaverläufe, und illuminiere Dein Gesicht; ich eile, uns gute Zeitung zu bringen.“

Der pathetisch hoffnungsvolle Jüngling eilte die Treppe hinunter, schlich sich, der dreißig Reichstaler Schulden für Miete und Speise gedenkend, vorsichtig an der Tür des Gasthofes zu den drei Rosen vorbei und wand sich draußen, das Manuskriptpalet fest an sich gedrückt, durch das Getriebe bunter Koschhöfe und staubsaender Bauströcke, die allsamt den Messebezirken zustrebten. Längst hatte er sich an die unwillig entrüsteten Blicke gewöhnt, die ihn auch jetzt wieder von allen Seiten trafen. Zu Recht aber bestand diese Entrüstung gegen den herausfordernden Frechling, der in einer Zeit, da Jovis und Jovot noch unwandelbar feststehendes Habitus des Bürgers waren, allem Herkömmlichen ins Gesicht schlug, indem er mit offen flatterndem Vodenhaar und einem — ungläublich! — bräunlichgelben Hemd einherlief.

Dieses depekterliche Äußere forderte auch das Mißtrauen des Hotelportiers heraus, und es kostete Mühe, ehe der Eindringling zu dem Gesuchten, dem zur Messe hier weilenden Rigauer Buchhändler Hartnoch kommen und ihm mit artiger Verbeugung seinen Brief überreichen konnte.

Der gloriwürdige Verleger Johann Gottfried von Herberscher Werke musterte gleichfalls bedenklich die legerische Kleidung des Besuchers und las:

„Wenn Sie diesen Brief werden durchgelesen haben, wird Ihnen der Überbringer ein Paß Satiren übergeben, die ich Sie auch durchzulesen bitte. Sie können ihren Wert wenigstens zum Teil erraten, wenn Ihnen die „Grönländischen Prozesse“, die ich neulich bei Voß in Berlin in zwei Teilen habe verlegen lassen, bekannt geworden sind. Ich hätte dies statt schriftlich ebenso gut mündlich sagen können, aber niemand ist unfähiger als ich, aus dem Stegreif oder vom Platte zu reden. Sie können diese Unfähigkeit daraus abnehmen, weil ich einen Brief geschrieben, ungeachtet ich doch der Überbringer, der jetzt mit einfältigem Gesicht vor Ihnen steht, selber bin: Jean Paul Friedrich Richter.“

Während der Ältere noch mit undurchdringlichen Zügen den Brief las, überdachte der junge Widerborst, hoffnungsfroh mit dem lieblichen Gedanken an die freudige Überraschung des Verlegers und den Vorschuß spielend, den langen Speisezettel des Abends.

... und dann lief er, beide Hände in den Taschen, mit hängender Unterlippe stundenlang durch die Straßen Leipzigs, die unwilligen Worte des Verlegers hinter sich her schleppend: „Weider unmöglich... Bin zu stark überlaufen... Versuchen Sie es bei einem kleineren Buchhändler!“

Ade, Goldschiff des Wohlstandes! Ade, Freiheit! Ade, Kaptaunen und ungarisches Frisasse! Wird die dräuende Rosenwirtin weiterborsten? Wird die selbst ärmlich lebende Mutter noch einmal Geld schiden können? Sein Kopf sank mehr und mehr auf die Brust. Welch lange Reihe von Jahren dauerte nun schon der Kampf mit der Not, der Kampf für innere und äußere Freiheit! Ihn fröstelte, wenn er an die kümmerliche Stube dachte. Dort lagen alle die mühsam gezeigten, immer wieder verbessernd durcharbeiteten Manuskripte, von denen niemand etwas wissen wollte. Ja doch, die „Grönländischen Prozesse“ hatten ihren Weg in die Öffentlichkeit gefunden, aber eben von dieser Öffentlichkeit waren sie mit verständnislosem Kopfschütteln abgelehnt worden. Auch sie vermochten nicht, ihren Verfasser aus Armut und unwillig ertragenem Studierzwang herauszureißen.

Geprehter Gedanken voll, gelangte der Abgewiesene mählich wieder in die Gegend der Petersstraße und sah finsternen Blicks auf Leute, die mit sorglos satter Behäbigkeit aus vornehmen Lokalen kamen, auf appetitliche Mädchen und parfümierte Beden. Indes lästerten seine hungernden Augen durch die Scheiben der Delikatessgeschäfte. Er lauschte dabei in sich und glaubte, nun müsse, dem Weingeist des Thermometers gleich, gequälter Weltkummer aus seinem knurrenden Magen aufsteigen; allein er war selbst verwundert, als er statt dessen so etwas wie faulballenden Jugtinn und sporenharten Trost in sich fühlte. Seine Zähne gruben sich in die Lippen; er warf die Vodenmähne zurück, rief den Auslagen ein „Ich hol' Euch schon doch noch!“ zu und eilte entschlußfest zum Laden des Leihbüchners, wo er die letzten paar Groschen, die er sein eigen nannte, auf den Tisch warf.

Freund Orthel salutierte vor dem großen Palet, das der

junge Dichter mit in die Wohnung schleppte, sein Arm sank jedoch gar schnell, als das nicht angebrachte Manuskript auf den Tisch flog. „Ja“, begann er nach einer Weile träben Sinnes, „die alma mater und unsere Professoren...“

Jean Paul unterbrach ihn: „Das studieren, was man nicht liebt, das heißt, mit dem Überdruß und der Langweile kämpfen, um ein Gut zu erhalten, das man nicht begehrt; das heißt, die Kräfte, die sich zu etwas anderem geschaffen fühlen, unisono an eine Sache veräußern, mit der man nicht weit kommt, und sie der Sache entziehen, mit der man Fortgänge machen würde. „Aber eben dadurch verdirbst Du Dein Brot“ ist der kleinste Einwurf, der gemacht werden kann. Ich wählte keine Sache in der Welt, durch die man sich nicht Geld erwerben könnte. Man muß nur ganz für eine Wissenschaft leben, ihr jede Kraft, jedes Vergnügen, jeden Augenblick opfern und sich mit andern nur beschäftigen, insofern sie der unserigen eine Folie verschaffen. Nun wohl: ich lasse nicht nach!“ Er ergriff ein altes Manuskript, dessen Unzulänglichkeit er inzwischen längst selbst erkannt hatte, und schleuderte es in die Ecke. „Da liegt im Winkel, wo die Schulerexziten liegen, denn Du bist selbst ein halbes. Ich will Dich vergessen, denn die Welt würde Dich ohnehin vergessen haben. Du bist zu jung, um alt zu werden.“

Nach diesem Ausbruch fühlte sich der Zornmütige so erleichtert, daß er in ein befreidendes Lachen versiel. „Und nun zu unserer Mahlzeit!“ rief er, indem er das Bücherpalet auszupackte begann. „Die kostbarsten Delikatessen in sechs veritablen Gourmet-Gängen. Erster Gang: Plato, zweiter: Horaz, dritter: Rousseau, vierter: Voltaire, fünfter: Lessing, sechster: Kant. Nun, Herzensfreund, ist's nicht ein Schlemmermahl voll köstlicher Nahrung?“

Eine flackernde Kerze warf die Zimmerdecken ins Dunkel, wo die Fragkolbe der Armut, der Schulden, des Hungers und der Zurücksetzung lauereten. Der junge Satirenschreiber sah bis spät in die Nacht hinein vor Stößen von Büchern und Schreibpapier. Über ihm schwebte als Muse die Not. Und während die rechte Hand unermüdet über das Papier kriebelte, führte die linke von Zeit zu Zeit mechanisch eine runzlig trockene Badpflaume zum Munde.

Als einige Jahre später der Professor der Kunstakademie und Verfasser des „Anton Reiser“, Karl Philipp Moriz, ein mit Jean Paul gezeichnetes Manuskript erhielt, das den Titel „Die unsichtbare Loge“ führte, rief er begeistert aus: „Ich begreife das nicht. Das ist etwas ganz Neues. Das geht noch über Goethe! Jean Paul! Wo wohnt er? Wie heißt er? Wer ist er? Und wenn er am Ende der Erde wäre, und ich müßt hundert Stürme aushalten, um zu ihm zu kommen: ich fliege in seine Arme!“

## Die Brücke.

Von Wilm Lehmann v. Münchhausen.

Es sunk und kracht unaufhörlich!

Zahnräder kreischen, und glühende Brechstämmer prasseln gegen glühende Rieten. Schon ragen kahne Bogen hoch über den breiten Fluß in den leeren Raum. Stahlträger stoßen an Stahlträger, von nietendurchlochtem Laichen gehalten; es ringen Menschen in harter, zäher Arbeit mit der ewig widerwilligen Natur, vom Rhythmus moderner Technik und des Fortschritts getrieben.

Im schwankenden Baubüro aber neigen sich lähle Ingenieure über grandiose Baupläne und kalkulierend. Unter ihnen zwei junge Mädchen. Gerda, hübsch und lebensfroh, hat den Kopfhörer über dem krausen Haar, Hilde aber, Jasmin im Gürtel, läßt die Finger über die Tasten der Schreibmaschine gleiten. Und beide lächeln, denn durch die leichten Glaswände leuchtet die Sonne.

Ein Mann im blauen Kittel kommt hastig herein: „Wir setzen zwei neue Bogenstücke an. Der Schwimmkran liegt schon vor der Brücke, neben den Pontons.“ Ruhig sieht der Bauleiter ihn an. „Seid vorsichtig! Die Träger hängen zehn Meter frei und kommen dreißig Meter übers Wasserniveau. Ist Walter da?“ Jetzt horcht Gerda auf. „Der will sich auf dem Träger vom Kran hochhissen lassen, um ihn besser anschrauben zu können. Ja, glaube, das macht ihm Spaß!“

Nun sehen alle vier aus dem Fenster. Der Schwimmkran reckt sich wie ein spitzer Turm in die Luft. Ein Stahlseil läuft am Ende des Kranhebels über eine große Scheibe und hat mit seinem Haken einen langen, H-förmigen Träger gefaßt, an dem ein Mann sich festklammert. Der Träger hebt sich allmählich und schwebt frei. Auf den vorstehenden Bogenenden der Brücke sitzen die andern Lustakrobaten — wie die ganze Belegschaft sie nennt! — und warten auf das Anschrauben.

„Der Waghals!“ sagt der Ingenieur anerkennend. Gerda schlägt das Herz vor Angst und Stolz. Ganz langsam nähert der Träger sich dem Bogenende — und schon sind die vier Lustakrobaten sieberhaft an der Arbeit. Schlüssel klirren und Hämmer klingen. Nach einigen langen Minuten ist der große Brückenbogen zehn Meter länger. Alle atmen auf.

Die vier Mann arbeiten noch, aber sie reden von ganz anderem. „Verdammt gefährlich!“ sagt Hein, und Jan meint: „Ja, Schweiß muß man haben.“ Ludwig hat einen andern Gedanken. „Daß die Gerda dich liebt, versteh' ich.“ Und gleichsam zur Bekräftigung schlägt er mit dem Hammer auf den Träger, der dumpf dröhnt. Walter hört alle Lobsprüche als ihm selbstverständlich zukommend, ruhig an. Er denkt an Gerda. Sie liebt ihn, ja, aber heiraten? Wozu? Schließlich hat er es gut so, auch ohne Ehe! Das Leben ist leicht, flott und ohne Sorgen — wie man's nimmt! Ist er kein Lusttrottel?

Der Wind fächelt ihnen allen in den Haaren; die bunten Hemden sind am Hals weit geöffnet, und die schneigen Arme scheinen tiefbraun in der Sonne. Wie ein Menschenkumpen schweben sie dreißig Meter über dem Wasser, und hinter ihnen, auf der Brücke, wimmelt es von Arbeitern. Lärm überall. Kammelöge sausen donnernd gegen Pfahlköpfe und senken Pfähle in die Tiefe. Der Löffelbagger hebt die Erde tonnenweise aus dem Ufer und läßt sie dumpf in hohle Brückengewölbe fallen. Um die Pfeiler tauscht das Wasser.

Im Baubüro haben sie alles gesehen. Hilse schlingt den Arm um Gerda. „Er hat keine Angst, und schlank wie eine Kase ist er.“

Walter ist nur allein noch auf dem Bogenende. Plötzlich stoßt Gerda das Herz: die schwere Dampfvalve ist zu weit an das vorläufige Brückenende herangerollt, so daß der halbfertige Eisen- und Holzboden langsam nachgibt! Rieten reißen — es bröckelt und bricht überall! Der Mann von der Dampfvalve bremst und springt ab. Unheimlich drohend biegen sich auch Stäben und Träger nun . . .

Von den Klammern her scheint man die Katastrophe zu bemerken. Menschen gestikulieren von dort. Auch Walter erkennt die Gefahr, da das Bogenende zitternd nachgibt. Unter ihm schwimmen Pontons auf dem schäumenden Wasser!

In diesem gefährlichen Augenblick versucht der Schwimm-transporter den Kranhebel aus der Gefahr zu retten. Er läßt ihn unter dem Brückenbogen nach außen schwingen und gibt vollen Strom. Gerda, die ihre Augen nicht abwenden kann, ersaft die Absicht und sieht blitzartig eine Möglichkeit! Sie springt zurück und reißt den Haupthebel für den elektrischen Strom herunter! Blau schießt eine Flamme auf; der ganze Betrieb ruht mit einem Schlage. Auch der Kranhebel dreht sich nicht mehr und liegt gerade unter dem Bogenende, das sich, niederstehend, auf ihn stützt! Die schweren Massen kommen ins Gleichgewicht, die Katastrophe ist vermieden!

Abends geht die Heldin des Tages mit Walter heimwärts. Er hat die Mühe schief überm Ohr, die Hände in den Hosentaschen und tut so, als ob gar nichts passiert sei. Beinahe hätte er Lust, laut vor sich hin zu pfeifen — ihretwegen natürlich. Aber innerlich ist ihm garnicht danach zumute, nein, keineswegs. Er sieht es immer noch: Langsam neigt sich der Träger — verzweifelt klammert er sich fest und sucht mit den Fingern einen Halt am glatten Stahl — und unter ihm Pontons! Alle Wetter! Kalt überläuft es ihn.

„Siehst du“, sagt er, „es war nur scheinbar so schlimm.“ Sie nimmt seinen Arm „Walter, ich habe noch niemals so gezittert —“

„Ganz unnützlich, Gerda.“ — „Begreifst du denn nicht, Walter ich —“ Weiter kommt sie nicht, es bleibt ihr in der Kehle stecken.

„Nun, was denn?“ — „Ich liebe dich doch —“

Ihm ist verteuert sentimental zumute. Nervös faßt er an seinen Kragen. „Höre, Gerda, ich hab' ein verd . . . schlechtes Gewissen: Es war doch ernst, heute nachmittag. Als ich so, mich mit den Fingerspitzen nur haltend, am Träger hing und in den blauen Himmel starre — na ja, Gerda — da dacht' ich an dich und schwor dem lieben Herrgott, wenn er mich Bruder Leichtfuß nur retten wollte, dann . . .“

Könnte er nur sprechen! Schwer geht sein Atem . . . „dann heirat' ich dich — und, Gerda, ich tu's!“

## Das gestörte Militärkonzert.

Jugenderinnerung von Karl Mauhner.

An den Haushof unserer Wohnung am Heinrichsdamm Nummer zwei in Bamberg grenzte, damals nur durch eine Mauer getrennt, ein großer Biergarten, der „Wittelsbacher Hof“, in dem des Sommers mehrere Male an den Abenden Militärkonzerte stattfanden. Wir waren da, gemütlich zuhause am dunklen Fenster sitzend, jedesmal Zuhörer (Schwarzhörner gabs eben noch nicht!). An einem solchen Abend war ich einmal ganz allein in der Wohnung. Und während all der schönen Potpourris und Opernouvertüren ritt mich der Unfugteufel zu einer ganz besonderen Attacke:

Der halbe Garten lag im Bereich möglicher Wurfgeschosse, eine derartige Gelegenheit ungenutzt vorübergehen zu lassen, wäre für meine damaligen Begriffe mehr als strafbar gewesen. So saßte ich wohl bemessenen Stand am Fenster unserer Speisekammer hoch oben im dritten Stock, griff unbedenklich in Mutters Kartoffelsack und las mir erst einmal, sozusagen für die Probe, die kleinsten Erdäpfel aus. Geschiedt der Stärke der Musik angepaßt, flogen nun die wohlgezielten Bomblein in unheimlichem Bogen mitten auf die unterschiedlichsten Tische, und besonders begeistert war ich natürlich, wenn eines meiner Geschosse einmal sentrecht in ein gefülltes unbedecktes Bierglas fiel, mächtige Spritzer auf die Lauschenden, Plaudernden oder Essenden verteilte und stumm-gewaltigen Schreck, hörbares Aufstöhnen der Damenwelt, Schimpfen der schuhverufenen Männlichkeit und eifriges, aber doch immer ergebnisloses Suchen nach den Übeltätern hervorrief. An mich, der ich, durch das Dunkel der Nacht, einen Hof und noch dazu drei Stockwerke geschlügt, den unangreifbaren Stand hatte, konnte, auch mit dem angestrengtesten Willen, kein einziger denken.

Nun mußte ich, um erst einmal der notwendigen Beruhigung Platz zu geben, zumindest ein paar Musikstücke lang aussetzen. Mir ward solch unnatürlicher Zustand gewiß schwer genug, und die Eltern waren womöglich jeden Augenblick zurückzuerwarten. Aber inzwischen hatte ich mir denn auch einen ganz wundervollen, alle bisherigen Wirkungen unbedingt steigenden Angriffsplan zurecht gelegt: Er galt der Musik, man bedenke, der richtigen königlich bayerischen Militärmusik! — Und ich hab's geschafft, in herbeoragender Weise. Wagemutig nahm ich eine ganz gefährliche Riesentartoffel zum Geschöß. Ich war ein sehr erfahrener Weitwerfer. Ein besonders zartes Musikstück hatte ich mir heimtückischerweise für mein Attentat ausersehen. Und mitten in das Viebesgeflüster schwirrender Flöten plähte wie ein Komet, wenn auch freilich zu meinem Glück ohne den feurigen Schweiß, aus nachdunklem Himmel dem wohlbeleibten uniformierten Mann mit den roten Armelausschlagen, der vor seiner großen Trommel auf sein Einsatzzeichen passen mochte, mein Erdäpfel mit mächtigem Krach mitten auf das Kalbfell. Der Mann schien wie vom Blich gelähmt. Der Kapellmeister, der glauben mußte, der Mann habe wirklich verfrüht angeschlagen, wollte schier aus seiner goldglänzenden Uniform und beinahe noch aus der Haut fahren, drohte mit dem heinernen Taktfuß wildenheft nach der Ecke der großen Trommel und hätte den vermeintlichen Sünder am liebsten mit seinem Säbel durchbohrt. Die ganze Musikkapelle wurde sichtlich unruhig und schmiß beinahe um!

Nach diesem so schwierig beendeten Musikstück wurde eine erhebliche Pause eingelegt, und man fand nun den Erdäpfel. Allsgleich setzte ein gewaltiges Aufpassen ein, und die arge Unruhe wollte nicht weichen. Fort und fort litt die ganze Musikkapelle unter wilder Nervosität. Mir selbst war es an meinem hohen Standort mit einem Male auch nicht mehr geheuer, und aus dem Krabbeln meiner tatenlustigen Hände war arges Vibbern verschiedener anderer Körperteile geworden. Ich zog es endlich vor, schnellstens ins Bett zu kriechen, und von unten mögen mir die weiter schmetternden Marsche doch ein wenig wie Possamnen eines jüngsten, leider aber ziemlich nahe scheinenden Gerichts geklungen haben.

Und richtig: anderntags kam ein Polizeidiener in voller Uniform auch zu unserer Wohnung gestapft, den gewichtigen Erdäpfel deutlich genug im Hosensack. Ich hatte, das Unheil witternd, gerade noch rechtzeitig den Rückzug zur Hintertür hinaus bewerkstelligt. Die dem ungewohnten Erkundiger etwas verstört gegenüberstehende Mutter tat trohdem geistesgegenwärtig, vielleicht voller Ahnung, die Notlüge, wir seien ja gestern allesamt ausgewesen. So hatte ich mein Alibi, und der Polizeidiener zog weiter. Aber dann nahm mich die Mutter doch gleich in ein rechtes Inquisitionsverfahren, überblühte auf alle Fälle prüfend die (es war ja die restliche!) Fülle ihres Erdäpfelsackes, dem auch ein weniger scharf Musternder die zehrende Schwindlust angesehen hätte, — ich mußte nun notgedrungen Stein und Bein lügen, und nach Reden, die mir endlos schienen, war die arge Angelegenheit für mich, oh, so herrlich-glimpflich begraben. Wenn die Alten über diesen Fall inzwischen nicht selig verstorben oder unselig verdorben sind, so leben sie ganz gewiß heute noch unter dem vieloffenen Rubrum „gegen Unbekannt“ mitten in der strömenden Regnitz: ihr wißt: auf dem Inspektorshaus meiner guten, mit Recht berühmten Heimatstadt Bamberg.